

aber eine höhere und feinere menschliche Natur aufgestellt wird und die Verfeinerung auf dem Wege liegt, den das Schicksal unserer Ausbildung vorgezeichnet hat, so verdient er, wenn er nur (worauf es immer zuerst ankommt) die Ansprüche der Kunst vollkommen befriedigt, eine eigenthümliche Stelle, und würde mit Recht sogar eine vorzüglichere verlangen, wenn es ihm nicht dabei zugleich an anderen Vorzügen mangelte.

XLIII.

Erläuterung des Vorigen durch einige Beispiele.

Um gewiß zu sein, daß wir unserem Dichter nicht etwas Fremdes untergeschoben, seine rein antike Dichtung nicht bloß mit modernem Sinne betrachten, wollen wir, zur Bestätigung unserer Behauptung, noch ein Paar einzelne Stellen aus dem Ganzen herausheben.

Wir haben im Vorigen gesehen, daß der Unterschied des antiken und modernen Charakters, von dem wir hier reden, vorzüglich darin besteht, daß in diesem letzteren das Feld der Betrachtung und der Empfindung mehr abge sondert bearbeitet wird, wodurch denn natürlich die hierauf gerichteten Kräfte eine höhere und mehr energische Thätigkeit erlangen. Dadurch aber wird zugleich der innere Mensch von der äußeren Wirklichkeit getrennt, es wird zwischen beiden eine Gränze gezogen, so daß es nun auch jenseits derselben ein eigenes und neues Gebiet giebt.

Beide nun, die über das Leben und die unmittelbare Wirklichkeit hinausgehende Betrachtung und Empfindung, waren in dem gegenwärtigen Gedichte schwer und zart zu behandeln. Der Stoff sowohl als die Personen desselben sind ganz und gar aus der bloßen und wahren Natur genommen, es sind reine und kraftvolle, aber immer und ganz in der äußeren Wirklichkeit lebende Charaktere; was zur eigentlichen Cultur gehört, durfte nur in gewissem Grade darin Platz finden; auch hätte alles, was darauf hinausgegangen wäre, den Menschen in einer Art von Gegensatz mit der Natur zu zeigen, gegen das Wesen der epischen Dichtung verstoßen, die gerade diese beiden Gegenstände harmonisch zu verknüpfen bestimmt ist, nie wie die lyrische plötzlich abbrechen darf, sondern alle aufgeregten Bewegungen wieder beruhigen, alle angeschlagenen Mißklänge auflösen muß. Wo sich also der Dichter in dieser Gattung zum

Idealiſchen erhebt, da muß er es immer zur Wirklichkeit zurückführen, und dadurch verknüpft er die innere Idealität zugleich mit der äußeren Wahrheit.

Es giebt vielleicht keine rührendere und erhabenere Stelle, keine, aus welcher die Erfahrung aller Jahrhunderte und die Eigenthümlichkeit unſerer Zeit deutlicher ſpricht als die Worte, welche der Dichter dem unglücklichen früheren Verlobten Dorotheens über die welterschütternden Bewegungen, von denen wir in dieſen letzten Jahren Augenzeugen geweſen ſind, in den Mund legt. „Alles regt ſich einmal,“ ſagt er; „keine Form, wie heilig ſie ſei, kein Band, wie feſt Freundschaft oder Liebe es geknüpft habe, iſt mehr dauerhaft. Darum ſetze überall nur leicht den beweglichen Fuß auf; darum ſchätze das Leben nicht höher als ein anderes Gut, und alle Güter ſind trüglich.“ Welche natürliche und rührende Betrachtung! die aber freilich nur dem geläufig ſein kann, der mehr in Ideen als in der Wirklichkeit lebt, der, erhaben über die Freuden des Lebens und die Güter der Welt, ſein Glück nicht auf die Dauer des erſteren und an den Genuß der letzteren knüpft, und leicht bereit, das, was er befaß, für etwas Neues aufzugeben, jenes mit minder rüſtigem Muth bewahrt und vertheidigt. Wer wird läugnen, daß dieſe eine ſchöne und erhabene Geſinnung iſt? aber wer auch erkennt nicht, daß eben dieſe jene fürchterliche Bewegung theils mit hervorgebracht, theils unterhalten und fortgeleitet hat?

Wie ſchön nimmt Hermann dieſes auf, wie rein läßt er alles daran fahren, was ſeiner kraftvollen Natur nicht gemäß iſt, und hält ſich allein an das Eine feſt, wodurch der Menſch ſich dicht an die Wirklichkeit anſchließen, ſeine Forderungen mit den Fügungen des Schickſals vereinigen kann!

Der Menſch,

ſagt er,

der zur ſchwankenden Zeit noch ſchwankend geſinnt iſt,

Der vermehret das Uebel, und breitet es weiter und weiter;

Aber wer feſt auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt ſich.

„Nicht alſo mit Dummer zu bewahren, und mit Sorge zu genießen geziemt ſich, ſondern mit Muth und Kraft zu vertheidigen, was man beſitzt.“ Wie trefflich paart ſich nun in ihm und Dorotheen dieſer männliche Muth mit jener ſanfteren, aber gleich hohen Geſinnung, die jedes Glück dankbar ergreift, aber keinem vertraut, und andere und beſſere Güter kennt, als deren Beſitz trüglich und deren Daſein vergänglich iſt.

Von den sentimentalischen Stellen heben wir nur zwei aus, über die unstreitig jeder Leser mit uns einig sein wird, daß sie in einem alten Dichter keinen Platz gefunden hätten.

Die erste ist die, wo Hermann in dem Gespräche mit seiner Mutter die Einsamkeit und die Leere schildert, die sein Herz oft, von Sehnsucht gepreßt, empfindet.

Aber, ach! nicht das Sparen allein, um spät zu genießen,
 Macht das Glück, es macht nicht das Glück der Haufe beim Haufen,
 Nicht der Acker am Acker, so schön sich die Güter auch schließen.
 Denn der Vater wird alt, und mit ihm altern die Söhne,
 Ohne die Freude des Tags, und mit der Sorge für morgen.
 Sagt mir, und schauet hinab, wie herrlich liegen die schönen,
 Reichen Gebreite nicht da, und unten Weinberg und Gärten,
 Dort die Scheunen und Ställe, die schöne Reihe der Güter!
 Aber seh' ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel
 Sich das Fenster uns zeigt von meinem Stübchen im Dache;
 Denk' ich die Zeiten zurück, wie manche Nacht ich den Mond schon
 Dort erwartet, und schon so manchen Morgen die Sonne,
 Wenn der gesunde Schlaf mir nur wenige Stunden genügte:
 Ach! da kommt mir so einsam vor, wie die Kammer, der Hof und
 Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel sich hinreckt;
 Alles liegt so öde vor mir —

Aber daß man nicht Empfindungen vermuthe, welche dem Sohne der Natur fremd sind, nicht aus dem Charakter der Person und des Gedichtes herausgehe, so schildern die unmittelbar hierauf folgenden Worte:

— ich entbehre der Gattin,

auf einmal die ganze Einfachheit und Natürlichkeit seines Wunsches. Sie sind um so ausdrucksvoller, als sie, verbunden mit dem Vorhergehenden, die Empfindungen schildern, die er mit einem Verhältniß verknüpft, dessen Entbehren ihm jeden Genuß und sein ganzes Leben unschmackhaft macht, und als sie sein höheres, zarteres, idealischeres Wesen in Vergleichung mit seinem Vater zeigen, der, eine frohe, gutmüthige und thätige, aber gewöhnlichere Natur, in dem Augenblicke, da er das Mädchen sah, das ihm gefiel, den Entschluß es zu besitzen faßte, und denselben mit munterem Scherz auch sogleich auszuführen begann.

Diese schwermüthige Stimmung einer unerfüllten, sich selbst nicht recht verständlichen Sehnsucht war den Alten, und besonders den Griechen, fremd. Bei ihnen, in ihrer mehr sinnlichen und genießenden Natur, in ihrem freieren und leichteren Leben, entstand immer die Begierde nur zugleich mit dem Gegenstande, oder führte denselben doch in glücklichem Bunde immer unmittelbar mit herbei, und wenn es vielleicht davon Ausnahmen gab, so konnten sie dem Dichter nicht vorschweben, der, immer nur hell und freundlich beleuchtete und große Massen im Auge, nur auf die Natur und die Welt, nie einseitig in sich zurück blickte. Daß in uns Gedanken und Empfindungen sich unruhiger drängen, daß unsere äußere Lage uns öfter Hindernisse und Arbeit entgegensetzt, als uns leichten und frohen Genuß giebt, und uns öfter mit strengem Ernst in uns zurückscheucht, dies richtet zwischen unserem Gemüthe und der Welt eine oft unübersteigliche und undurchdringliche Scheidewand auf.

Die zweite Stelle, die wir anführen wollten, ist von ganz anderer Natur. Sie ist nicht den Alten überhaupt, nur ihren frühesten Mustern fremd und müßte, wenn der Dichter sie nicht so fest dem Ganzen einverleibt hätte, zu der Gattung der spielenden gezählt werden. Wir meinen hier den Augenblick, wo die beiden Liebenden sich in dem Spiegel des Brunnens zuwinken, den der Dichter sogar zweimal, nicht ohne eine gewissermaßen absichtliche Symmetrie, beim Anfange und am Ende ihres Gespräches benutzt hat.

Dieser Einfall, ein Medium dazwischen zu schieben, in welchem sich die Blicke des Jünglings und des Mädchens dreister als in der Wirklichkeit begegnen, beruht schon auf etwas Aehnlichem mit dem, was wir so eben ausführten, auf einer gewissen Schüchternheit, einer Ungewißheit des Gelingens; es ist schon etwas, das aus der bloßen Natur hinausgeht und eine eigene Stimmung der Einbildungskraft voraussetzt. Die späteren Griechen und Römer, z. B. Ovid, behandeln Stellen dieser Art, die in ihnen sogar häufig vorkommen, auf eine gewissermaßen tändelnde Weise, bloß als zierliche Bilder, als gefällige Spiele der Phantasie. Unser Dichter aber hat diesen Moment so gut aus der Empfindung der beiden Personen hervorgehen lassen und ihn so glücklich motivirt, daß er ihm dadurch einen viel größeren Gehalt und eine viel wichtigere Wirkung verschafft.

Allein Stellen dieser Art könnten nicht anders als die Einheit des Ganzen stören, wenn nicht dies selbst eine solche eben beschriebene

Richtung hätte. Diese Richtung aber ist durchaus unverkennbar. Wie wir im Vorigen die Schilderung Dorotheens vom Anfange bis zum Ende des Gedichtes verfolgten, stießen wir eigentlich nur immer auf andere und andere Entwicklungen ihres Charakters; und so ist es überall nichts anderes als das innere und geistige Wesen der verschiedenen Personen, das überall, nur immer lebendig und immer sinnlich gestaltet vor uns da steht. Es sind nicht so sehr ihre Handlungen, an und für sich genommen, es sind mehr ihre Charaktere, die, aber immer bloß in diesen Handlungen, uns anziehen, uns auf die verschiedenen Formen der Menschheit überhaupt, auf das, was sie unterscheidet, und wieder zu einem Ganzen zusammenschließt, aber immer mit der reinen Thätigkeit unserer Einbildungskraft, immer vollkommen künstlerisch und bildend gestimmt, überführt.

Wenn sich daher unser Dichter der vollkommenen Objectivität der Alten, der ganzen Bestimmtheit ihrer Formen bemeistert hat, so kleidet er in dies Gewand einen Gehalt, welcher ihnen so wenig eigen ist, daß sie uns nicht einmal veranlassen, denselben bei ihnen zu suchen.

XLIV.

Reicher Gehalt dieses Gedichtes für den Geist und die Empfindung. —
Eigenthümliche Behandlung desselben.

Je mehr wir unsere intellectuellen Kräfte auf die Betrachtung und Bearbeitung der Welt außer uns anwenden, je mehr wir unsere geistige Natur auf sie übertragen, desto mehr vervielfältigen wir unsere Beziehungen auf dieselbe. Die Gegenstände um uns her erscheinen uns nur als das, was unser Verstand in ihnen unterscheidet; selbst unsere Sinne bedürfen erst seiner Leitung, mit der Erweiterung unserer Einsicht wächst daher auch das Gebiet derselben; in der That ist die Natur mit jedem Jahrhundert reicher an Individuen für uns geworden, und wenn der Ungebildete in einer ganzen Menge von Objecten nur eine einförmige und ungeschiedene Masse erblickt, so unterscheidet der kenntnißvolle Beobachter in einem einzigen Punkte noch eine ganze Welt von Erscheinungen.

So wie diese Thätigkeit unserer geistigen Kräfte das sinnliche Gebiet der Natur erweitert, eben so bereichert sie innerhalb unseres Gemü-